

Stagerrat — ein deutscher Ruhmesname.

Zwei Weltflotten stießen zusammen.

Unter Benutzung amtlicher Angaben beider Kriegsführenden und persönlicher Mitteilungen von Schlachtteilnehmern.
Von Marine-Oberingenieur Dr. H. Felix Buchs.
Schluß.

Verhörer im Kampf.

Nun entwickelte sich ein Gefecht der aneinander vorbeilaufenden von unzerhörter Heftigkeit, das auf nächste Entfernung mit Artillerie und Torpedos geführt wurde. Als die feindlichen Flottillen einander durchbrochen hatten und ihren eigentlichen Zielen, den gegnerlichen Kreuzern, mit höchster Geschwindigkeit zustrebten, eröffnete die beiderseitige Mittelartillerie eine rasende Schnellfeuer auf die angreifenden Boote. Ueber sie hinweg donnerten die schweren Geschütze, Schiff gegen Schiff. Das Abwehrfeuer erwies sich mächtiger als der Angriffswille der Boote. Die Deutschen kamen bloß auf sieben bis acht Kilometer an den Feind heran, so daß die insgesamt zehn lancierten Torpedos ihr Ziel verfehlten. Gleich nach dem Angriff mußten die Boote zurück und neuerdings die feindlichen Geschützgruppen durchbrechen. In der von Granaten gepflügten See zielten sich wieder die heftigsten Einzelkämpfe mit den fast doppelt so großen und in jeder Hinsicht überlegenen englischen Verhörern ab. Auch die englischen Torpedos hatten ihr Ziel verfehlt, aber immerhin zur Entlastung der eigenen Großkampfschiffe beigetragen; sie zwangen die deutschen Schlachtschiffe im entscheidenden Augenblick zum Abbrechen. Einige gelungene oder bewegungsunfähige Boote und Verhörere waren das Ergebnis des wilden Teufelkampfes.

Die deutsche Großflotte kommt.

Noch vererbten die letzten Angriffswellen, als sich Rauchfahnen im Süden zeigten und die Sprachrohre aller deutschen Kommandostände den entlegenen Geschützstationen die bejubelte Nachricht übermittelten: „Deutsche Hauptmacht in Sicht!“ Zur selben Zeit hatte Beatty durch den Funkpruch des vorgeschobenen Kreuzers „Southampton“ die gleiche Meldung erhalten. Aber so unangenehm schien ihm dies, daß er auf die verdächtigen Rauchfahnen zuhielt, um sich persönlich Gewißheit zu verschaffen. Wenig Minuten später hatte er sie: In zwölf Seemeilen Entfernung tauchte zuerst ein Linienschiff auf, und hinter ihm schloß sich eine unübersehbare Reihe weiterer Linienschiffe an, die von kleinen Kreuzern und Schwärmen von Torpedobooten umgeben waren. Beatty erkannte sofort, daß er der herannahenden Uebermacht nicht gewachsen sei und besser täte, sich auf die „Grand Fleet“ zurückzuziehen. Deshalb ließ er die entsprechenden Flaggensignale hissen, die die Verhörere zurückbetrieben und die Wehrschiffen den Vorhut anordneten. Er benachrichtigte Jellicoe durch Funkpruch von den geänderten Verhältnissen und warf seine Schlachtschiffe auf Vorbesatz herum. Die unter dem Befehl des Unterführers Admiral Evan Thomas stehende Division hätte dem Befehl Beattys gehorchen sollen; aber diese Division befand sich noch so weit rückwärts, daß sie das Flaggensignal Beattys nicht entsiffern konnte und daher den Südwest beibehielt. Die Folge war, daß die beiden Weltflotten einander in unangenehmer Weise verfehlten und sich für einige Zeit so deden, daß die schweren Geschütze Thomas' vorübergehend schweigen mußten, um die eigenen Schlachtschiffe nicht zu treffen. Erst jetzt konnte Thomas das Signal Beattys deutlich wahrnehmen, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als hinter dem Schlachtschiff seines Vorgeschobenen einzuweichen und ihm im Kielwasser zu folgen. Dadurch deckte er zwar die hart mitgenommenen Schlachtschiffe Beattys, sah sich aber selbst, besonders während der gefährlichen Kehrtwendung, von feindlichen Geschossen überhitzt. Sowohl das Spitzenschiff „Barham“ als das Schlachtschiff „Malaya“ der Division Thomas hatten unter den Geschosseinschlägen der sich immer mehr nähernden deutschen Hochseeflotte zu leiden und verloren zahlreiche Offiziere und Mannschaften. Zudem wurde die Funanlage des Flaggenschiffes „Barham“ zerstört, so daß Thomas in der Beurteilung der Gefechtslage schwer behindert wurde.

Die beim Gegner zwangsläufige Feuerpause hatte Dipper bemerkt, um sich in glänzendem Manöver an die Spitze der Hochseeflotte zu setzen und die Gefechtsführung zu behalten. Damit legte er sich allerdings der Gefahr des Torpediertwerdens aus, denn noch nicht alle englischen Verhörere hatten dem Rückzugssignal Beattys Folge geleistet. Erst als es zum Ausweichen zu spät war, schickte „Zeppelin“ mehrere Torpedoläufe ab und wurde kurz darauf am Vorderschiff getroffen, das voll Wasser lief. Die wasserdicke Torpedoshotte hielt aber dem Druck stand; die Geschütze und Lanierapparate blieben dienstfähig, und auch die Geschwindigkeit konnte zunächst eingehalten werden. Alle Geschütze der Hochseeflotte trachteten die feindlichen Schlachtschiffe festzuhalten, bevor diese ihre höhere Geschwindigkeit zur Geltung bringen konnten. Wieder und wieder wurden „Tiger“ und „Lion“ von schweren Granaten getroffen, die einzelne Geschütze außer Betrieb setzten, Brände der Munitionskammern hervorriefen, die Besatzungen in Massen töteten und durch die Stichflammen auch die höher gelegenen Decken gefährdeten. Aber keines der Schiffe wurde mandrierunfähig.

Die „Malaya“ — eine Schiffszirne.

Bald waren die englischen Schlachtschiffe dank ihrer hohen Geschwindigkeit aus dem Schußbereich der deutschen Flotte gekommen, deren Feuer nunmehr auf die Linienschiffe der Division Thomas und besonders auf deren Schlachtschiff „Malaya“ wirkte. Dieses schwergebaute Schiff lag fast eine halbe Stunde unter bedeckten Segeln. Sechs Salven pro Minute waren die Regel, und einmal wurden sogar neun geschickt. Vergebens trachtete „Malaya“ sich durch Wendungen der Geschützführung zu entziehen, die deutschen Batterien blieben unverändert am Ziele. Granatblätter zertrüben die Dampfleitungen zur Sirene, und der Dampf des ausströmenden Dampfes machte die Verständigung mit Feuerleitstelle im Vordruck unmöglich. Gleich darauf traf eine Granate die Decke des hintersten Turmes und rief sie fast vollständig weg. Eben wollte sich das Schiff durch wasserabweisende Ausrüstung der eigenen 15-Zentimeter-Batterien der feindlichen Beobachtung entziehen, als die 15-Zentimeter-Geschütze durch zwei Treffer erlitten wurden und ein weiteres Geschloß den Vordruck in der Wasserlinie durchschlug. Das Schiff hatte in diesem Gefechtsabschnitt 63 Tote und 68 Verwundete. An Bord wütheten Schwerküch, und aus dem letzten Schiffsstörwerk strömte Schwereöl aus, das sich entzündete und das Schiff noch mehr gefährdete. Es zeigte sich nun, daß das so gezeichnete englische Schwermetall doch einen großen Nachteil gegenüber dem deutschen Streifenlorenterol besaß, denn letzteres, schwerer als Seeschwärz, sank nach dem Ausströmen unter die Wasseroberfläche, wogegen das leichtere englische Öl schwamm.

Engländer außer Gefechtsweite.

Auf den deutschen Schiffen waren die englischen 38-Zentimeter-Geschütze gleichfalls nicht ohne Wirkung geblieben. Die Funkstation der „Vägnar“ wurde zerstört, so daß sich Dipper in einem kritischen Augenblick nicht mit Beatty verständigen konnte; „Zeppelin“ erhielt zwei schwere Treffer, die ein Geschloß ausfallen machten und ausgedehnte Munitionskamern hervorriefen. Von der „Tann“ wurde zwar nicht getroffen, aber die Wiegellafette des letzten noch verwendbaren Turmes verlor, und das Geschloß rannte nach dem Rückstoß nicht mehr aus. Trotz Fahmlegung seiner Kampfkraft blieb der Kreuzer im Verbände, damit der Gegner durch die Zielverteilung verhindert wurde, sein Feuer gegen die anderen Schlachtschiffe zu verfrachten. Unterdessen hatten sich die Sichtverhältnisse zuungunsten der Deutschen verschoben. Die englischen Schiffe wurden fast unsichtbar, aber ihre wirksame Feuerbeweise, daß die Deutschen sehr gute Ziele boten. Und weil die Beobachtung des Aufschlages immer schwieriger wurde, schwächte sich die deutsche Gegenwirkung nach und nach ab.

Vereinigung mit der „Grand Fleet“.

Beatty erlief keinen Vorteil; er wußte die „Grand Fleet“ ganz nahe und strebte an, die Vereinigung der englischen Weltflotten so lange als möglich zu verhindern, um den deutschen Oberbefehlshaber vor eine vollendete Tatsache zu stellen. Er holte mit seinen Schlachtschiffen um die Spitze der deutschen Vorhut herum, eine Bewegung, die neuer Gegenmaßnahmen Beattys bedurfte hätte. Beatty befand sich aber weit zurück und konnte nur mehr funfentelegraphisch erreicht werden. Dipper blieb wegen des Ausfalles seiner Funkstation nichts anderes übrig, als dem letzten Befehl Beattys, der die Verfolgung des Gegners angeordnet hatte, nachzukommen, und erleichterte dadurch, das Umfassungsmanöver Beattys. Ohne daß man auf deutscher Seite das geringste Anzeichen hatte, vereinigten sich die Streitkräfte Beattys und Jellicoes, wobei der englische Oberbefehlshaber noch von außerordentlichem Schlachtenglück begünstigt wurde, daß der Fehler eines seiner Unterordneten zum Erlaß der Umfassung beitrug. Wie erinnerlich, hatte Jellicoe ausschließlich der ersten Standortmeldung der Admiralität die Schlachtschiffgruppe des Admirals Hood vorausgeschickt, damit dieser gemeinsam mit Beatty vorginge. Falls die Streckrechnung verunglückte, daß Hood an Beatty vorbeistieß und sich später nach Süden wandte. Er schloß dadurch — ohne es zu wissen — still die Hochseeflotte den Ring, der die Deutschen umhannen sollte.

Der langdauernde Kampf der deutschen Schlachtschiffe hatte besonders deren Deizer und Kohlentrichter erschöpft. Seit 4 Uhr waren die Feuer nicht gereinigt worden, die feinhaltige Kohle verstaubte die Röhre, und der in den Treibröhren aufgeführte Bodenschutt verstopfte die Ventile. Zudem schlugen auf den Schiffen erneut schwere Treffer ein, die sowohl für Beatty als auch für Jellicoe gleich überaus gefährlich waren. Die Geschütze stammten überaus stark, von Osten kamen. Die Geschütze Beattys von den Kreuzern Hoods, der endlich war nicht Beatty, wohl aber den Feind gefunden hatte. Auch die überlebenden kleinen deutschen Kreuzer hatten unter dem Geschloßhagel zu leiden und drehten dabei ab. Sie verdeckten dieses Manöver durch Wolken künstlichen Nebels — eine Erfindung der höchsten Farbwerke, von der die Engländer keine Kenntnis hatten. Trotzdem blieb „Wiesbaden“ mandrierunfähig liegen, und „Bismarck“ wurde von einer 30,5-Zentimeter-Granate getroffen, die die Geschwindigkeit des kleinen Schiffes auf 24 Seemeilen herabsetzte.

Englands dritte Katastrophe.

Um den bewegungslos auf dem Wasser liegenden kleinen Kreuzer „Wiesbaden“, der sich trotz mehreren Torpedotreffern tapfer wehrte, entpannen sich erbitterte Kämpfe. Es näherten sich, um dem Schiff den Rest zu geben, die älteren englischen Panzerkreuzer „Defence“, „Warrior“ und „Black Prince“. Sie hatten nicht, wie sie vielleicht glauben mochten, leichtes Spiel. Von mehreren deutschen Großkampfschiffen unter Feuer genommen, wurde „Defence“ in wenigen Sekunden von den Wasserläulen treibender Granaten eingehüllt, dann schlugen lange Flammen unter den Türmen hervor und es ereignete sich die dritte der gewaltigen, durch Geschloßwirkung verursachten Katastrophen, von denen in dieser Schlacht nur englische Schiffe betroffen wurden: „Defence“ lag mit einem Knall, der auf allen Schiffen beider Flotten gehört wurde, aus einem Krater von Stachlammen in die Luft. Nur mit knapper Not gelang es den beiden andern Panzerkreuzern, zu entkommen.

Werkwürdigerweise hatte „Warrior“ keine Rettung einem Treffer zu verdanken, der auf einem andern Schiff erzielt wurde. In dem für „Warrior“ gefährlichsten Augenblick hatte nämlich das englische Linienschiff „Warpite“ einen Treffer bekommen, der die Ruberleitung in Unordnung brachte. Das Ruder ließ sich vorübergehend nicht mittelfähig legen. Das Schiff beharrte infolgedessen unwillkürlich einen Kreis, lief auf das deutsche Geschloß

nach längerer Pause wieder in Bewegung. Die Rinder langweilten sich. Sie gingen den Biesenpfad weiter. Der Himmel war so blau, die Ernte reifte schon. Friede — Friede ringsum. Er schien das Städtchen da vor ihnen, Troppan, wie in einen weiten Mantel eingehüllt zu haben. Dächer, Kirchturm — die Zinnen des Schlossens, alles dehnte sich im Licht des Juliachmittags mit so inniger Selbstverständlichkeit, als ob es keine ringenden Herzen, keine brachliegenden Kräfte, die nach Verwendung schrien, keine verlorenen Schlachten, keine stöhnenden Verwundeten — keinen Krieg und keine Diplomatie gäbe.

Die drei, die durch diese idyllische Landschaft auf Biesenwegen wanderten, sahen nichts von all der Lieblichkeit und Sommerfestigkeit. Unruhe beherrschte sie, Not zehrte an ihnen, Haß und Ohnmacht erfüllten sie mit Bitternis.

Grundverschieden in der Erscheinung, in ihrer Abstammung, selbst in ihren Ansichten und sicher in ihren Temperamenten einte sie alle drei — der unbändige und räuelnde Jörn gegen den Unterdrücker der Welt, gegen Napoleon.

Die Gräfin Landkoronsta, unter welchem Haar glühende Polinnenaugen, mit jenem Ausdruck begeisteter Opferwilligkeit, der immer hinreißt, stützte sich im Gehen auf zwei Stöcke. Sie litt an Gicht. Doch Willensstärke und Kampfesmut verliehen ihr etwas unübler Jugendliches. Sie weiterte im Temperament mit Vozzo di Borgo, dem Korfen, Napoleons Landsmann und Jugendfreund — jetzt sein erbitterter Feind. Er haßte mit dem Haß der enttäuschten und zertröteten Liebe, blind und ungerecht. Arm und vertrieben, war er bereit, jedem Herrn zu dienen, der ihn gegen Napoleon zu führen versprach. Diese beiden Menschen waren der liebste Verkehr des Freiherren vom Stein, seit er aus Brinn, wohin ihn Stabion gewiesen, vor den französischen Truppen hatte fliehen müssen. Der Älteste und gefährteste zwischen den dreien, verlor die ihre Blut in Fruchtbarkeit zu wandeln, ihre verzickenden Gefühle auf feste Ziele und Möglichkeiten zu lenken.

Zur Untätigkeit verdammt, ließ Stein, dessen Geist

nicht ruhen konnte, seine Gedanken in die Zukunft wandern, haute er, da er es mit der Tat nicht mehr konnte, mit der Phantasie ein freies Europa auf.

Sein Jörn ruhte auf Preußen. Seiner Meinung nach hätte es sich tatkräftig und entschlossen auf Oesterreichs Seite stellen müssen. Freilich hatte ihn auch Oesterreich enttäuscht.

Die geklaute Kraft in ihm rief ihn zu Ausfälligkeiten und Ungerechtigkeiten hin. Es quälte ihn, daß er mit so klarer Einsicht in das Nötige und Notwendige verdammt war, zur Seite zu stehen. Jetzt hatte der Sieg des Korfen bei Wagram die drei Geflüchteten und Verbannten um eine große Hoffnung betrogen.

„Mein Leben zerrinnt“, sagte bitter Stein in diesem Augenblick. „Es zerfließt im Sande, weil es aus seinem Bett geworfen ist, in dem es fruchtbar strömte. Und der Block, der mir die Auswege meiner Kraft versperrt, dieser Korfe, wächst von Tag zu Tag. Er nimmt zu — ich muß untergehen in diesem fürchterlichen Mühlgang, in dem das Denken selbst wie eine alberne Ueberflüssigkeit erscheint. Und rings die Fürsten und Völker scheinen sich diesem Orkan der Sinnlosigkeit, der über Europa hinwegbraut, mehr und mehr zu beugen — ihn um so gelassener als Selbstverständlichkeit zu dulden, je sinnloser, je gewaltiger er wird. Man hält das Uebel einfach für unabweisbar. Und ich sehe so klar, wie Mannesmut und entschlossene Neuordnung veralteter Zustände alles zum Besseren wenden würden. Wie gern“, sagte Stein, still stehend, und seine Augen bligten die Begleiter an, „würde ich Leib und Leben lassen, in größter Armut meine Tage verbringen, alles Uebel ohne Klage ertragen, wenn nur meine Einsichten und Erkenntnisse die Begleiter an, würde ich schwerer Schule erzungen, der Allgemeinheit dienstbar gemacht werden könnten. Aber das, scheint mir, ist die verhängnisvolle Signatur unserer Zeit: man will die Wahrheit nicht hören und verbannt ihre Träger. Man dient der Lüge, als sei sie die legale Herrscherin der Welt!“

EIN STAATSMANN STÜRZT
ROMAN VON MARIE-SONNERBORN.
Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle (Saale)

Ernst Cornelius war so gut wie zum Tode verurteilt.

Er ahnte es nicht. Noch weniger Ignis. Sie hoffte, daß das Interesse, das sie für den jungen Offizier gezeigt, ihm eine Art Schutz sein würde. Sie galt doch etwas in der Wiener Gesellschaft — um ihres Namens, ihrer Herkunft und ihres Geldes willen. Auch nannte die Kaiserin sie ihre kleine Freundin. Sie träumte wieder ihre süßen, harmlosen, noch so mädchenhaften Träume von ihm und wurde weicher, lieblicher und hinreißender von Tag zu Tag. Sie sahen es alle und deuteten es sich anders.

Die Kinder hatten Blumen gepflückt, rote Feldweihen, Stablosen und blaue Glockenblumen. Sie hielten mächtige Strauße in den Händen, standen nun still und sahen sich nach den Erwachsenen um.

„Vater ist böse“, meinte das Jüngere der kleinen Mädchen, eifährig.

„Nicht böse, traurig. Es schmerzt ihn, daß er hier leben muß, nur mit der Mutter und uns beiden. Er gehört doch der ganzen Welt. Und niemand will etwas von ihm wissen!“ erklärte die Ältere, ein fast dreizehnjähriges, verständiges kleines Fräulein, das schon ein bißchen die Manieren einer Dame hatte.

Die drei Erwachsenen kamen langsam nach, zuweilen blieben sie stehen, diskutierten lebhaft — setzten sich erst